Peterskirche Heidelberg

Gottesdienst am 29. Oktober 2017

Predigt über Pred 12,1-7

Prof. Dr. Jan Christian Gertz

Die Liebe Gottes, die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Liebe Gemeinde!

„Ach wie nichtig, ach wie flüchtig sind der Menschen Sachen. Alles was wir sehen, das muss fallen und vergehen.“ – Novembertöne von Michael Franck, der zunächst als Bäcker und später als Lehrer im Coburg der Barockzeit wirkte. Das Leben des Dichters war wie das seiner Zeitgenossen geprägt von den Wirren und Schrecken des 30-jährigen Krieges als Deutschland sich politisch, wirtschaftlich und sozial in einem bespiellosen Niedergang befand und zwei Drittel seiner Bevölkerung durch Pest und Krieg ausgelöscht waren.

Es muss ein zwiespältiges Lebensgefühl gewesen sein, hin und hergerissen zwischen den Gegensätzen aus Leben und Tod, Spiel und Ernst, Ewigkeit und Vergänglichkeit, Weltflucht und Weltsucht. Dass das Neben- und Miteinander dieser Gegensätze der Kunst des Barock ihr eigentümliches Gepräge gibt, lässt sich in Francks Lied freilich kaum erahnen. Es ist ganz bestimmt vom Weh und Ach der inneren Seelennöte, dem allein das Vertrauen auf Gott entgegengehalten wird. Das Schöne steht unter dem Verdikt des „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig sind der Menschen Tage!“ Die Formulierung für dieses *Memento mori* hat sich Franck bei einem Dichterkollegen aus der Spätzeit des Alten Testaments abgelauscht. Kohelet oder auch Prediger Salomos, aus dessen Sentenzen auch der heutige Predigttext entstammt. Der Predigttext steht im 12ten Kapitel des Buches Kohelet. Damit sich der Gedankengang etwas leichter erschließt, nehme ich noch einige Verse des vorangehenden Kapitels mit hinzu (Pred 11,8–12,7):

Freue dich, junger Mann, in deiner Jugend,

und dein Herz erfreue dich in deinen Jugendtagen!

Geh deinen Weg mit Verstand und mit offenen Augen!

*...* Lass dein Herz frei sein von Verdruss, und halte deinem Leib das Übel fern!

Denn Jugend und schwarzes Haar sind flüchtig.

Und denke an deinen Schöpfer in deinen Jugendtagen,

bevor die schlechten Tage sich nahen

und Jahre kommen, von denen du sagen wirst:

Sie gefallen mir nicht.

Bevor sich die Sonne verfinstert und das Licht

und der Mond und die Sterne,

und die Wolken wiederkehren nach dem Regen.

Wenn die Wächter des Hauses zittern und die starken Männer sich krümmen,

die Müllerinnen ruhen, weil sie nur noch wenige sind,

und dunkel werden, die aus den Fenstern schauen,

die Türen zur Straße hin geschlossen werden,

während das Geräusch der Mühle leise wird.

Man erhebt sich zum Gesang der Vögel,

und es verklingen alle Lieder. ...

Der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke wird schwer,

und die Kaper bricht auf.

Ja, der Mensch geht in sein ewiges Haus,

und durch die Straße ziehen die Klagenden.

Bevor der silberne Faden zerreißt

und die goldene Schale zerspringt

und der Krug an der Quelle zerschellt

und das Schöpfrad zerbrochen in die Zisterne fällt

und der Staub zurückkehrt zur Erde, wie es gewesen ist,

und der Lebensgeist zurückkehrt zu Gott, der ihn gegeben hat.

Wir wissen über den Dichter des Buches Kohelet nur wenig. Er bleibt anonym. Einige Kapitel zuvor schlüpft er in das Gewand des sagenumwobenen Königs Salomo und spielt mit der Idee, der ebenso reiche wie weise König hätte sich angesichts des unausweichlichen Todes gefragt, was von seinen Ruhmestaten, seinen zahllosen Frauen, seinen kunstvoll angelegten Gärten, seinen Lustbarkeiten aber auch von seiner Weisheit angesichts des unausweichlichen Todes bleibt. Die Antwort ist sprichwörtlich bekannt: „Alles ist eitel-flüchtig und Haschen nach dem Wind“ (Pred 1,14). Das ist sicher nicht die Problemlage von jemandem, der sehen muss, wie er zurechtkommt, damals wie heute.

Vermutlich müssen wir uns den Dichter auf einem Landgut vorstellen oder besser noch in einem mit hellenistischen Zeitgeschmack ausgestalteten Haus in der Jerusalemer Neustadt. Die Geschäfte laufen trotz der hohen Steuern gut, man hat sogar Zeit zum Philosophieren, was im Übrigen unter den Gebildeten und Modernen in Jerusalem gerade sehr *en vogue* ist. Auf der Dachterrasse mit Blick auf den Tempel lässt es sich im Kreise Gleichgesinnter neben einer wärmenden Feuerschale und mit einem guten Wein von den Höhen des Libanon auch noch Ende Oktober bis weit nach Sonnenuntergang trefflich über den Menschen reflektieren. Sicher, Jerusalem ist im Vergleich zur Metropole Alexandria Provinz, doch hat man auch hier so einiges gelesen und gehört. Überall, so heißt es, ist der Mensch sich selbst zum Gegenstand der Reflexion geworden. Und worüber würde man lieber sprechen als über sich selbst. Der Mensch ist sich selbst ein Rätsel, von der Welt ganz zu schweigen.

Gewiss, so wirft einer der Anwesenden vielleicht ein, die Welt gleicht mitunter einem Tollhaus, doch sind nicht alle Widersprüche dieser Welt aufgehoben in Gottes guter Ordnung? Mag sein, entgegnet der Dichter, nur bleibt Gottes gute Ordnung unserem Verstehen entzogen. „Der Weise stirbt wie der Narr. Es gibt einen Gerechten, der geht zugrunde in seiner Gerechtigkeit. Und es gibt einen Frevler, der lange lebt mit seinem Frevel.“ (Pred 2,16) „Das ist das Unglück bei allem, was unter der Sonne geschieht, dass es dem einen geht wie dem andern. Und dazu ist das Herz der Menschen voll Bosheit, und Torheit ist in ihrem Herzen, solange sie leben. Danach müssen sie sterben.“ (Pred 9,3) Und so dreht sich das Gespräch immer weiter und kreist im Grunde genommen nur um die eine Frage: „Was hat der Mensch für einen Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?“ (Pred 1,3) Was soll all unser Bemühen, wenn wir ohnehin sterben müssen? Kurzum: Es geht um Leben und Tod. Nicht im Sinne des bloßen Überlebens. Sondern darum, wie wir unsere Endlichkeit ertragen können. Das ist nicht das Gleiche.

„Freue dich, junger Mann, in deiner Jugend, und dein Herz erfreue dich in deinen Jugendtagen!“ (Pred 11,9) Diese Aufforderung bleibt mir dort im Halse stecken, wo schon Kinder, junge Frauen und Männer um ihre bloße Existenz kämpfen müssen. Doch selbst wenn es nicht um das blanke Überleben geht, auch die Einsicht in unsere Endlichkeit wirft uns zurück auf die Grundfragen unserer Existenz. Man kann es mit Humor nehmen. Als Woody Allen in einer Pressekonferenz anlässlich einer Filmpremiere mit ironischer Selbstdistanz über das eigene Älterwerden sprach, stellte ihm ein Reporter die für solche Gelegenheiten eher unübliche Frage nach seiner Einstellung zum Tod. Die habe sich, so Woody Allen, nicht geändert. Er sei vehement dagegen. Die Antwort wirkt je nach Stimmungslage widersinnig, trotzig oder einfach ehrlich. So oder so, bei Woody Allen bringt sie das ganz vergebliche Bemühen auf den Punkt, im Absurden seinen Platz zu finden. Darin gleicht Woody Allen dem Dichter des Buches Kohelet und seinem *Cantus firmus* „Alles ist flüchtig und Haschen nach dem Wind.“

Unser Textabschnitt ist in der Lutherbibel mit „Jugend und Alter“ überschrieben, wobei die Gewichte sehr ungleich verteilt sind. Auf kurze Ratschläge an die Jugend, folgen die ausführliche Beschreibung des Alterns und die vorweggenommene Erinnerung an den Tod. Die knappe Aufforderung an den jungen Mann (die jungen Frauen denken wir uns jetzt einfach mit dazu), sich seiner Jugend zu erfreuen und dabei seinem Herzen und seinen Augen zu folgen, ist ein pragmatischer Seitenhieb, gegen alle, die dem Urteilsvermögen des Menschen, und insbesondere der Jugend nicht allzu viel zutrauen. So warnt Jesus Sirach, der frömmere Zeitgenosse unseres Dichters: „Folge nicht deinem Herzen und deinen Augen, sodass du in bösen Begierden wandelst!“ (Sir 5,2) Doch unser Dichter redet nicht der Begierde oder gar dem Libertinismus das Wort. Das Herz, das nach alttestamentlicher Auffassung der Ort von Verstand und Gefühl ist, und die kritische Betrachtung dessen, was vor Augen liegt, sind für ihn die wichtigste Kontrollinstanz, um sich vor Luftschlössern zu bewahren. Seine Maxime sind realistische Erwartungen und kein unrealistisches Verlangen. „Es ist besser, zu gebrauchen, was vor Augen ist, als nach anderem zu verlangen. Denn das ist flüchtig und Haschen nach dem Wind.“ (Pred 6,9)

Die Mahnungen des Dichters zielen auf den goldenen Mittelweg, nicht auf die Selbstoptimierung von Körper, Verstand und Zeitmanagement: Eines Tages werden wir alt sein und an die Geschichten denken, die wir hätten erzählen können, wenn wir nicht andauernd dem Unerreichbaren hinterhergejagt wären. Es heißt auch nicht „Lasst uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!“ (Jesaja 22,13), wie dies die Bewohner Jerusalems dem Propheten Jesaja entgegengegrölt haben. Freue Dich – aber mit Verstand und im Rahmen des Möglichen! Dazu gehört auch, wenn möglich, negative Erfahrungen fernzuhalten. Denn Verdruss und Übles sind unvermeidbar, wie der Dichter gleich im nächsten Satz mit der gelungenen Formulierung festhält „Jugend und schwarzes Haar sind flüchtig“. (Pred 11,10) Dazu gesellt sich etwas weiter vorn im Kapitel die Beobachtung „Wenn der Mensch viele Jahre lebt, freut er sich darüber, denkt aber auch an die dunklen Tage, denn sie sind zahlreich. Alles, was kommt, ist flüchtig.“ (Pred 11,8) Alter wie Jugend sind flüchtig, weder das eine noch das andere ist privilegiert. Das Leben ist in der jeweiligen Gegenwart zu genießen und die Freude nicht auf eine unsichere Zukunft zu verschieben. *Carpe diem,*„sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat“ (Mt 6,34), so wird es später nach dem Matthäusevangelium bei Jesus lauten.

Die nächste Mahnung erstaunt. „Denke an deinen Schöpfer in deinen Jugendtagen!“ (Pred 12,1) Sie erstaunt, weil der Dichter sich sonst derartiger theologischer Aussagen enthält. Auch fragt man unwillkürlich, warum soll ich an den Schöpfer denken, wenn sich nach dem *Carpe diem* und mit den ersten grauen Haaren bereits das unweigerliche *Memento mori* ankündigt. Doch in dem hebräischen Wort für Schöpfer *bôrê* klingt das ganz ähnlich geschriebene *bôr* an, das Wort für Zisterne und eben auch für die Grube. Das Wortspiel wird am Ende des Gedichts aufgelöst: Das Schöpfrad fällt zerbrochen in die Zisterne. Der Staub, aus dem der Mensch geschaffen ist, kehrt zurück zur Erde, und der Lebensgeist zu Gott, der ihn gegeben hat. An seinen Schöpfer zu denken, bedeutet zunächst und vor allem, sich seiner eigenen Geschöpflichkeit und damit auch seiner Vergänglichkeit bewusst zu sein. Es bedeutet aber auch, die hellen und die dunklen Zeiten des Lebens als von Gott gegeben anzunehmen und die Grenzen der Erkenntnis zu akzeptieren.

Die folgenden Verse lenken den Blick auf die Zeit nach der Jugend. Der Text ruft eine ganze Reihe von Bildern für die schlechten Tage und Jahre hervor, die der angesprochenen Jugend nicht gefallen werden, die aber unweigerlich kommen. Die Passage ist schwer zu verstehen, weil sie auf zwei unterschiedlichen Ebenen argumentiert. Das ist zum einen die Ebene der kosmischen Katastrophe am Ende aller Tage: „Bevor sich die Sonne verfinstert und das Licht und der Mond und die Sterne, und die Wolken wiederkehren nach dem Regen.“ (Pred 12,2) Einem Zeitgenossen unseres Dichters mussten bei diesen Worten die apokalyptischen Erwartungen des Endes in den Sinn kommen, bei dem sich das Oberste zuunterst kehrt und die Ordnung der Welt zerbricht. Auch die Erwartung des Endes der Welt ändert für den Dichter also nichts daran, dass eine aktive Gestaltung des Lebens nur jetzt und hier möglich ist, ganz unabhängig davon, wann und wie wir das Ende der Welt erwarten. Diese Einsicht lässt sich auch positiv mit einem apokryphen Lutherwort umschreiben: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“

Doch schon der nächste Satz wechselt die Ebene und konzentriert sich ganz auf unser Älterwerden. Feinfühlig verzichtet der Dichter auf eine realistische Schilderung, sondern weicht auf eine allegorisierende Redeweise aus. Der Körper des alternden, vielleicht schon sterbenden Menschen wird im Bild eines baufälligen oder auch schon verlassenen Hauses „poetisch verrätselt“ (M. Köhlmoos): Die zitternden Torwächter repräsentieren die Arme; die starken Männer, die sich krümmen, die Beine; die wenigen Müllerinnen, die immer leiser mahlen, die Zähne; die Frauen, die aus den Fenstern ins Finstere schauen, die Augen; die geschlossenen Türen die Ohren. Der Dichter entsagt es sich, diese Bilder des Älterwerdens auszumalen. Sie sind selbsterklärend. Es reicht das Bild des Tages, der in der Frühe mit dem Gesang der Vögel abhebt und mit der Stille der Nacht endet. In einem neuen Anlauf schildert der Dichter den Jahreslauf. Der rosa aufblühende Mandelbaum kündigt den Frühling an, die Heuschrecke frisst sich im Frühsommer voll und in der hochsommerlichen Erntezeit platzt der Kapernapfel, die reife Frucht des Kapernbaums. Der Winter bleibt unerwähnt. Der Mensch wird schwach und schwächer, sein Leben gleicht dem auf- und abschwellenden Gesang der Vögel und die Natur vollzieht ihren Kreislauf. Der Wiederholung des Ewiggleichen ist der Weg des Menschen entgegengestellt, der unerbittlich in den Tod, sein ewiges Haus, führt. Die Jugend soll an den Tod denken, solange noch Zeit ist. Denn nur das Wissen um den Tod führt zur Weisheit. Es allein befähigt den Menschen dazu, die Kostbarkeit des Lebens zu ermessen und die schönen Momente als Geschenk zu begreifen. Sicher, der Mensch und alles, was er schafft, sind vergänglich und flüchtig. Doch wird das menschliche Leben damit weder sinnlos oder – um noch einmal Woody Allen zu zitieren – ein makabrer Albtraum. Es bleibt wertvoll, wo wir uns nichts vormachen. Es gelingt, wo wir uns und den anderen Menschen im Rahmen der von Gott gesetzten Möglichkeiten und Grenzen den Genuss des Guten und Schönen gönnen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus – Amen.

Lied vor der Predigt EG 528,1-3+8 „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig ist der Menschen Leben!“

Lied nach der Predigt EG 369,1-3+7 „Wer nur den lieben Gott lässt walten“